

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 121

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



One city, one book ++ Eine Stadt liest ihr Buch und
Saiten liefert die ersten Zeilen dazu ++ Marcel Ferrier
hat Rat aus Frankfurt und Lubomir Kotarba zündet
die Kerzen an ++ Weiter im Text: Stadtschreiber
Schweiger, Stadtmensch Anita und Professor Nieu
Bethesda

STADTLIEBEN

«DIE STICKER» ZUM STA

Der St.Galler Verein Pantograph ruft zur Lektüre des Romans «Die Sticker» der Gossauer Schriftstellerin Elisabeth Gerter auf. Die hiesige Version der Lesekampagne «one city, one book» nach amerikanischem Vorbild ist einzigartig. Denn die Region liest ihren eigenen Volksroman. von Sabina Brunnenschweiler

Was, wenn eine ganze Stadt dasselbe Buch liest? Wenn morgens im Bus alle den Roman in der Hand halten, den du auch gerade aus der Tasche ziehst? Die Idee zur Lesekampagne «one city, one book» entstand in den USA. Seattle hat das Konzept im Frühling 1998 als erste Stadt ausprobiert – mit dem Ziel, möglichst viele Menschen einzuladen, zur gleichen Zeit ein bestimmtes Buch zu lesen und darüber ins Gespräch zu kommen. Hunderte von amerikanischen Städten tatens nach, lasen nach dem Motto «all together now!» Werke von Autorinnen und Autoren wie T.C. Boyle, Ann Patchett oder Harper Lee und trafen sich zu Lesungen, Diskussionsrunden, Vorträgen. Die «Los Angeles Times» schrieb von «the nation's hottest intellectual trend». Das alles mag nach einem Werbegag des amerikanischen Buchhandels klingen. «One city, one book» kann aber auch anders. Es müssen keine zeitgenössischen Bestseller sein. Mehrere Städte entschieden sich beispielsweise für den kalifornischen Schriftsteller John Steinbeck, der hauptsächlich in den 1930er Jahren sozialkritische Werke verfasste. Oder die Hamburgerinnen und Hamburger lasen – das Ein-Buch-Projekt war letztes Jahr auch nach Europa herüber geschwappt – «Der Mann im Strom» von Sigfried Lenz, ein umfangreiches und thematisch nicht ganz einfaches Buch.

Eine Region und ihr Buch

Der Aufruf zur Lesekampagne in St.Gallen und der Region kommt vom Verein Pantograph, der sich vor rund drei Jahren im Umfeld des St.Galler Frauen- und Geschlechterarchivs zusammengeschlossen hat, um das Werk der Gossauer Schriftstellerin Elisabeth Gerter zu erforschen. Ihr Roman «Die Sticker» soll nun zum Stadtgespräch werden. Es ist ein mächtiges Buch, in der aktuellen Ausgabe 447 Seiten dick, und wurde kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges veröffentlicht – in einer literarischen Epoche also, die später wenig Beachtung fand. Viele haben es unterdessen jedoch gemerkt: «Die Sticker» ist ein ganz besonderes Buch. Und es eignet sich bestens für eine Ostschweizer Version von «one city, one book». Wenn sich die Region nämlich hinter diesen Text macht, setzt sie sich nicht nur mit den literarischen Fertigkeiten einer zu Unrecht fast vergessenen Schriftstellerin auseinander. Es geht gleichzeitig um ein Stück Heimatgeschichte. Gerters Roman hält ein wichtiges Kapitel Ostschweizerischer Wirtschafts- und Sozialgeschichte fest. Und viele werden Parallelen zur eigenen Familiengeschichte erkennen.

In den ersten beiden Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts lebte die Mehrheit der Ostschweizer Bevölkerung von der Stickerei – wie die Familie Elisabeth Gerters. Die Autorin schöpfte aus eigenen Erfahrungen, als sie in «Die Sticker» die Blüte und den Niedergang der Ostschweizer Stickereiindustrie niederschrieb. Die Autorin ist 1895 in Gossau geboren. Ihr Vater hatte als Sticker gearbeitet, bis er in den Krisenzeiten der 1890er Jahre seinen Beruf aufgab und Dorfbriefträger wurde. Die Mutter verrichtete weiterhin Heimarbeit für die Stickereiindustrie. Elisabeth und ihre neun Geschwister halfen mit.

Fürsprecherin der Sticker

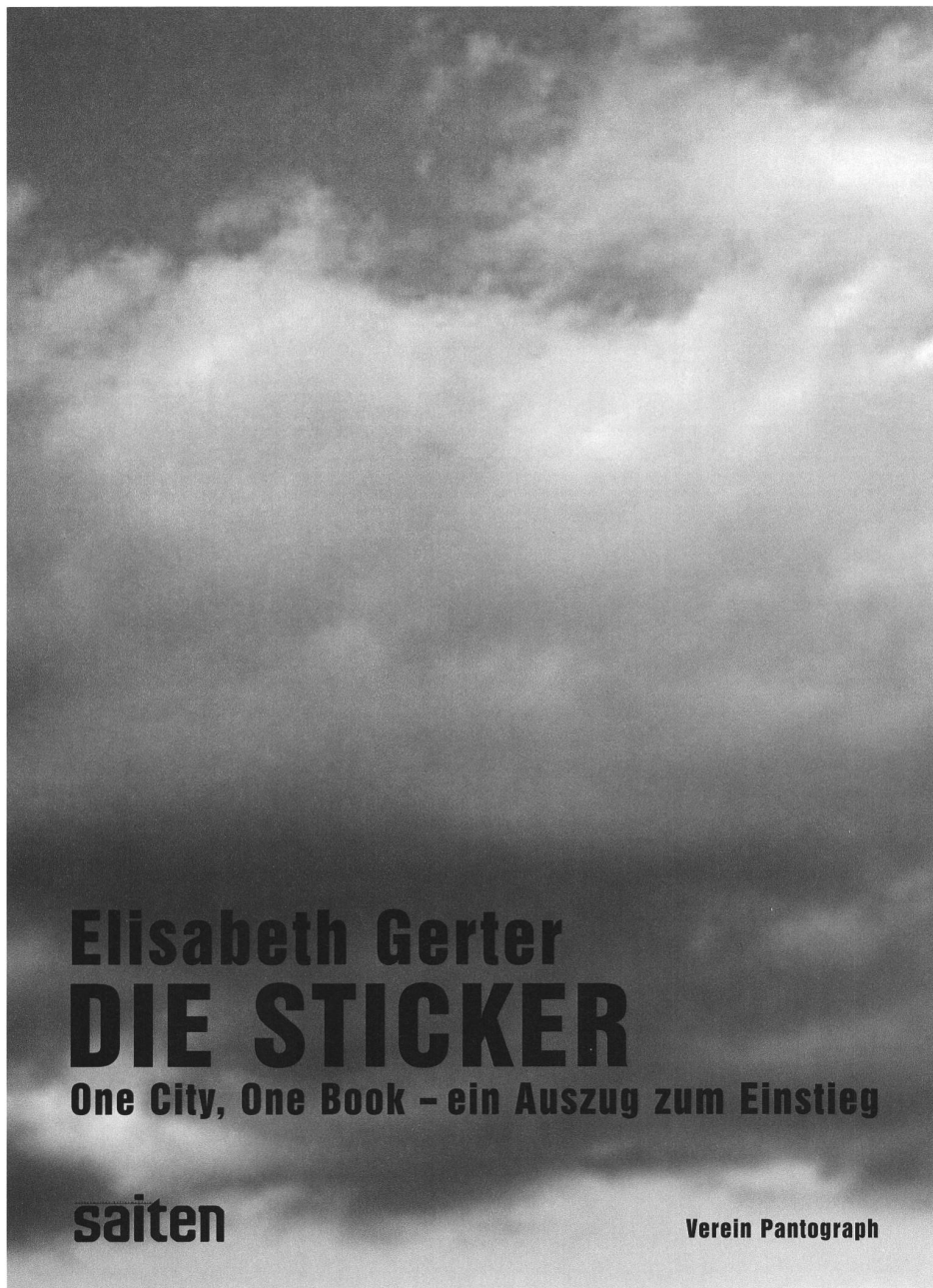
Diesen Erfahrungen verdankt der Roman – neben Gerters gründlichen Quellenstudien – seine Anschaulichkeit. Die Autorin beschreibt Fabrikationstechniken, Vorgänge in den St.Galler Exporthäusern und auf der Stickereibörse, gibt aber auch tiefe Einsichten in die Mentalität und die Haushalte der Hand-, Schiffl- und Automatensticker, wie es nur eine kann, die das alles mit eigenen Augen gesehen und vor allem mit ihren Händen gespürt hat. Auch wenn die bisweilen schleppende Genauigkeit dem Leser einige Hartnäckigkeit abverlangt, macht genau diese Perspektive den Text einzigartig.

Im Mittelpunkt von Gerters Roman stehen die Menschen des fiktiven Rheintaler Dorfes Rheinwil. Es sind Persönlichkeiten, deren biografische Zeugnisse normalerweise kaum in die Öffentlichkeit gelangen. Elisabeth Gerter verleiht ihnen eine Stimme. Der Auslöser für ihren Industrieroman war die grosse Krise von 1932, die sämtliche Stickereibetriebe und damit weite Kreise der Ostschweiz heimsuchte. Die Autorin schaute genau hin, wie die Fabrikbesitzer den schlechten Geschäftsgang auf dem Buckel der Fabrik- und Heimsticker austrugen. Mit sozialistischem Gedankengut vertraut zeigte sie in ihrem Roman später nicht nur die herrschenden Verhältnisse auf, sondern wies auch Lösungswege: Elisabeth Gerter lässt die Rheinwiler Sticker eine Selbsthilfe-Genossenschaft auf solidarischer Basis planen. Den Höhepunkt findet der Roman schliesslich in der Brückenbesetzungs-Szene, die ebenfalls auf wahren Tatsachen beruht: Die Stickerinnen und Sticker können sich für einmal erfolgreich gegen die Fabrikanten durchsetzen.

Eine Kampagne, individuelle Veranstaltungen

Am 15. April wird die Lesekampagne «Die Sticker lesen!» im Café Stickerei in St.Gallen eröffnet. Anschliessend finden bis Ende Mai in der ganzen Region zahlreiche Veranstaltungen statt – von St.Gallen bis Rapperswil, von Wattwil bis Wil, im Appenzellischen und auch im Rheintal. Jede Ortschaft hat sich ihren individuellen Elisabeth-Gerter-Anlass ausgedacht. In Gossau zum Beispiel wird eine Dorfführung geben, die den im Roman versteckten Parallelen zum Heimatdorf der Autorin nachgeht. Im Appenzeller Volkskunde-Museum in Stein wird Anita Egli einen Vortrag halten, die 1990 mit ihrer Lizentiatsarbeit die erste wissenschaftliche Arbeit zu Elisabeth Gerters Schaffen vorlegte. In der Grabenhalle in St.Gallen werden Rea Brändle, Stefan Keller, Meinrad Züfle und Isolde Schaad zum Thema «Links liegengelassen. Kritische Literatur im Gegenwind» diskutieren. Was auch immer die einzelnen Ortschaften für Veranstaltungen anbieten. Das Ziel bleibt das gleiche: Einen Einblick in vergangene Stickerei-Zeiten gewinnen. Und damit der Perspektive Elisabeth Gerters näher kommen. Sei es jener vom Elisabeth Gerter als Schriftstellerin, als Sozialistin und Klassenkämpferin oder einfach als Gossauerin. ●

MIT GESPRÄCH MACHEN



Erster Eindruck

Damit sich das Buch von Elisabeth Gerter schnell verbreitet und die Leserinnen und Leser auf den Geschmack kommen, unterstützt Saiten die Lesekampagne «Die Sticker lesen!» mit einem Auszug zum Einstieg: Alle Saiten-Abonnenten finden an dieser Stelle eine Broschüre mit einem kurzen Auszug aus dem Roman von Elisabeth Gerter, einer Biographie der Autorin sowie allen Terminen von «one city, one book». Weitere Broschüren sind gratis erhältlich im Saiten-Büro am Oberen Graben 38 in St.Gallen, Tel. 071 222 30 66, sekretariat@saiten.ch. (red.)

31

Alle Termine und alles Weitere zur Lesekampagne unter www.diestickerlesen.ch. Das Buch «Die Sticker» wurde im letzten Jahr und in diesem Frühling im Zürcher Unionsverlag neu aufgelegt.

FACHBEIRAT IM DURCHEINANDERTAL

Saiten schliesst die Serie über Baukultur mit einem Interview mit Marcel Ferrier ab. Der St.Galler Architekt bildet zusammen mit einem Wiener und einem Münchner Berufskollegen den Fachbeirat der Stadt Feldkirch. Für St.Gallen wünscht sich Ferrier ein ähnliches Gremium sowie einen spürbaren politischen Willen für die Stadtentwicklung. von Andreas Kneubühler

Das Thema Stadtentwicklung und Baukultur ist weiterhin virulent. Es gibt Podiumsdiskussionen organisiert von Parteien oder vom Architekturforum, Vorstösse, die die Schaffung eines Beirats verlangen, und heftige Debatten im Gemeinderat - beispielsweise um die Neugestaltung des zentralen Bahnhofplatzes. Nur: Bei der Bauverwaltung scheint sich bisher wenig zu bewegen. Ein Beirat, wie es ihn in Rapperswil, Winterthur, Uster oder Wil gibt, wurde aus formalen Gründen vorerst abgelehnt. Und bei der Neugestaltung des Bahnhofplatzes, immerhin einmal nach dem Vorbild der Piazza Erbe in Verona konzipiert, braucht es laut Stadtplaner Marc Besselaar vor allem ein «pragmatisches Vorgehen». Eine Vision, die sich nicht erfüllen lasse, diene niemandem, wird er im Tagblatt zitiert. Ein klares Statement für einen Fachbeirat, eigentlich.

Marcel Ferrier, wie oft trifft sich der Fachbeirat von Feldkirch?

Alle eineinhalb bis zwei Monate. Es braucht einen Rhythmus, bei dem Bauwillige spüren, dass sie Antworten bekommen, dass ihre Baugesuche behandelt werden.

Zu welchen Projekten nimmt der Fachbeirat Stellung?

Bei Bauvorhaben, die aus städtebaulichen oder architektonischen Gründen für die Stadt bedeutend sind. Diskutiert werden auch kleine Projekte an wichtigen Stellen. In Feldkirch ist es so, dass der Stadtbaumeister mit dem Bauamt die Vorhaben herausfiltert, die der Fachbeirat beraten soll. Es gibt aber andernorts auch Stellen, wo die Vorauswahl nicht funktioniert, weil unter Umständen Bauvorhaben am Fachbeirat vorbeigeschleust werden.

Wie läuft das Entscheidungsprozedere ab?

Der Fachbeirat tagt, argumentiert und entscheidet autonom. In der Regel braucht es einen Tag oder maximal eineinhalb Tage. Wenn wir am Morgen zusammenkommen, sind die Pläne ausgelegt. Wir gehen aber auch vor Ort, schauen die Bauplätze an, nehmen Modelle mit. Am Nachmittag werden die Entwürfe ausdiskutiert. In der gleichen Sitzung schreiben wir eine Zusammenfassung der Argumente, die in eine Empfehlung münden. Die kann heissen: freigeben, zurückstellen oder erneut vorlegen.

Am Abend kommen Bauvorstand und Stadtbaumeister, um sich vorab über das Ergebnis zu informieren. Anschliessend ist die Sitzung des politischen Ausschusses. In diesem Gremium wird die Empfehlung des Fachbeirats nochmals erläutert. Nachher fällt der Ausschuss seinen verbindlichen Entscheid, der damit auch politisch abgestützt und für alle verbindlich ist. Am nächsten Tag halten Bauherren und Architek-

ten den Beschluss mit schriftlicher Begründung in den Händen und können weiterarbeiten.

Wann wehrt sich der Fachbeirat gegen ein Projekt und wie wird argumentiert?

Es gibt Bauvorhaben, bei denen von der Umgebung her klar ist, dass es an diesem Ort eine besondere Qualität braucht. Wenn ein schlechtes oder mittelmässiges Projekt vorgelegt wird, kann unsere Empfehlung lauten: Zurückweisung zur grundlegenden Neubearbeitung. Dann wird argumentiert. Wir würden und dürfen nie sagen, der Bauherr solle den Architekten wechseln, sondern wir können nur begründen, wieso das Projekt in dieser Form an dem Ort nicht möglich ist.

Wie kam es dazu, dass Feldkirch einen Fachbeirat einrichtete?

Der Fachbeirat ist auch in Feldkirch aus einem Durcheinandertal entstanden. Es gab Architekten, die mit den Ämtern Probleme hatten, Intrigen, Kräfte, die in verschiedene Richtungen zogen – wie bei uns. Doch dann setzten sich Architekten und Behörden zusammen und überlegten, was man tun könnte, damit erstens die Bauvorhaben architektonisch und städtebaulich besser werden und zweitens ein Instrument zur Verfügung steht, das für alle glaubwürdig ist. Das Resultat war, dass man sich nun ein solches Gremium leistet. Feldkirch hat damit ein Instrument, das ein bestimmtes Niveau anstrebt, und die Bauvorhaben müssen dies erreichen. Hinter alldem steht aber auch die politische Botschaft des Bürgermeisters, dass ihm eine hochstehende bauliche Entwicklung der Stadt wichtig ist. Dieses Bekenntnis und entsprechende Taten würde man sich auch für St. Gallen wünschen.

Was wäre die Voraussetzung, damit es in St.Gallen nicht bloss beim Jammern bliebe?

Die Stadt müsste eine aktivere Rolle einnehmen, eine Identität entwickeln und nicht einfach dorthin driften, wo sie die Summe aller Einflüsse hintreibt. Voraussetzung dafür wäre ein Konzept, eine Vision, wie sich diese Stadt entwickeln soll. Es geht aber letztlich nicht darum, alles zu regulieren, sondern gute Voraussetzungen zu schaffen. Dann braucht es Instrumente, mit denen man weitsichtig und pragmatisch zugleich die anstehenden Aufgaben angehen kann. Dies braucht

«Stadtentwicklung ist ein dynamischer Prozess, es ist nie zu spät dafür.»



Marcel Ferrier behält den Durchblick. Bild: Daniel Ammann

auch Inputs von externen Fachleuten, die sich gewohnt sind, in diesen Masstäben mit diesen Problemen umzugehen. Das Schlimmste ist, wenn eine Behörde meint, sie könne alles selber machen.

Eine aktivere Rolle wäre der erste Schritt?

Wenn die Stadt ihre Position aktiv definiert, nimmt sie einen ganz anderen Einfluss, als wenn sie das Tafelsilber verkauft und Böden ohne Einfluss zu nehmen verschenkt, wie St.Gallen beim Stadion. Wenn man nicht einmal solche Möglichkeiten nutzt, ist das schon fatal. Dann gibt es aber auch noch Bauten von halbprivatisierten Betrieben wie der VRSG oder von öffentlich-rechtlichen Körperschaften wie dem Seewasserwerk, bei denen man eine Verantwortung gehabt hätte.

Wie weit soll die Rolle der Stadt gehen?

Im Strassenbau ist ja offenbar viel mehr möglich. Für die Südumfahrung kaufte die Stadt Böden zusammen. Wenn man sich vorstellt, dass man diese Möglichkeit auch städtebaulich nutzen würde ... Man muss die Grundstücke ja nicht behalten. Die Stadt Feldkirch zum Beispiel kauft in letzter Zeit vermehrt Land an Schlüsselstellen, dann veranstaltet sie einen Wettbewerb und sucht mit dem Ergebnis Investoren, welche das Vorhaben übernehmen. Die Stadt behält die Federführung und wirkt erst noch als baukultureller Durchlauferhitzer. Solche Projekte belasten zudem das Budget mittelfristig nicht. In St.Gallen lässt sich aber bisher das Gegenteil feststellen. Ein aktuelles Beispiel wären die Liegenschaften an der Sonnenstrasse, die veräussert werden.

Ist es in St.Gallen für eine Gesamtschau nicht bereits zu spät?

Stadtentwicklung ist ein dynamischer Prozess, und es ist nie zu spät. Es kann deshalb auch von einzelnen Projekten ausgegangen werden. Ein grosses Bauvorhaben ist wie ein Virus im Stadtkörper, das etwas auslöst. Da ist beispielsweise eine Fachhochschule geplant oder auf dem Güterbahnareal gibt es die Absicht, Konsum, Freizeit und Wohnen zu kombinieren. Diese Aufgaben wurden zwar mit geeigneten Verfahren gelöst, gingen aber ohne substanzielle städtebauliche Debatten über die Bühne. Sobald solche Vorhaben angedacht sind, müssten grundsätzliche Fachdiskussionen, beispielsweise über die Standortwahl, die Hochhausfrage, oder das städtebauliche Verhalten am Hangfuss stattfinden. Die Aufarbeitung dieser Problematik könnte dann eine Grundlage für weitere Schritte wie Studien und Wettbewerbe darstellen.

Bauherr und Entwerfer gehen ja auch ein Risiko ein. Es wäre sicher spannender für sie, einen Partner mit eigenen Vorstellungen anzutref-

fen und diese Reibungsfläche auszuloten. Ich bin sicher, dass dieses Potenzial längst nicht ausgeschöpft ist, denn es gibt ein städtebauliches und auch ökonomisches Interesse an besseren Lösungen.

Gibt es trotz allem Grund zu Optimismus?

Der Wille ist vorhanden, die geeigneten Instrumente jedoch nicht. Man fängt an, das Problem wahrzunehmen. Aber das ist auch nicht erstaunlich: Es gibt in jüngerer Zeit eine so grosse Dichte von Pannen auf diesem Feld, dass dringend Handlungsbedarf besteht. Wenn man erst grundsätzlich über eine Fassade spricht, wenn der Bau schon hochgezogen ist – das kann es ja nicht sein.

Der Druck seitens der Fachverbände ist gross geworden. Es ist für die Meinungsbildung zwar wichtig, wenn nun an Parteiveranstaltungen über Baukultur diskutiert wird. Aber es darf nicht sein, dass man dieses Thema nur an solchen Veranstaltungen oder hinter verschlossenen Amtstüren abhandelt. Es braucht jetzt den spürbaren politischen Willen in der Bauverwaltung, eine aktivere Rolle einzunehmen und die Fachkräfte einzubeziehen.

Marcel Ferrier. Nach seiner Lehre als Hochbauzeichner studierte Marcel Ferrier an der Ingenieurschule in St. Gallen und an der Architekturschule in Paris. Seit 1982 hat er ein eigenes Büro an der Davidstrasse in St. Gallen. Ferrier war für die Renovation und Erweiterung des Natur- und Kunstmuseums zuständig. Er baute Villen, eine griechisch-orthodoxe Kirche in Zürich, entwarf das Pumpwerk Hätterenwald, das Gemeindehaus und die Raiffeisenbank in Mörschwil und realisierte den Umbau und die Renovation des Grossratssaals Luzern. Die meisten Arbeiten gingen aus Architekturwettbewerben hervor.

Die Architekturdebatte im Rückblick: SAITEN 11/03: Das Prinzip HRS. Ein Generalunternehmer baut eine Stadt. SAITEN 02/04: Den Stadtraum dynamisch nutzen. Essay von Stadtplaner Mark Besselaar. SAITEN 02/04 und 03/04: Forderung nach einem Gestaltungsbeirat.

«Wenn die Stadt ihre Position aktiv definiert, nimmt sie einen ganz anderen Einfluss, als wenn sie das Tafelsilber verkauft und Böden ohne Einfluss zu nehmen verschenkt, wie St.Gallen beim Stadion.»

OSTERSAMSTAG, 23 UHR: KERZEN AN!

Unsere Osterbräuche heissen: Schoggihasen kaufen, Osternestli machen, Eier tütschen. Die orthodoxe Kirche hingegen hat kollektive Rituale von grosser Kraft bewahrt – kein Wunder, wenn sogar der Bischofssitz Himmelsthür heisst. Ein Besuch in der serbisch-orthodoxen Kapelle am Stadtrand.

von Daniel Klingenberg

34

Ich weiss nicht, was mehr überrascht: der Raum oder der Mann. Der Raum ist die Kapelle der serbisch-orthodoxen Gemeinde Ostschweiz, weit draussen an der Langgasse gelegen, im Niemandsland zwischen St.Gallen und Wittenbach. Von aussen ein Haus wie manches andere, innen eine hohe Schule der Malerei, eine illustrierte Bibel an den Wänden. Fresken, wo das Auge hinsieht: Christus, Maria, die Patriarchen, die Heiligen. Christus ist immer sanft, selbst am Kreuz. Aber auch einen bösen Drachen hat es, den der Heilige Georg gerade besiegt. Die meisten Personen sind mit Namen angeschrieben, allerdings kyrillisch. Der Mann ist Lubomir Kotarcic, Pfarrer und Seelsorger der serbisch-orthodoxen Gemeinde der Ostschweiz. Von aussen: lebhaft, gewandt, graue Haare, grauer Bart, blitzende Augen. Sein Alter ist schwer zu schätzen, Auskunft bekomme ich keine: «Weisst du, seit dem 50. Geburtstag zähle ich die Jahre nicht mehr.» Innen muss auch er viele Bilder haben.

Der einäugige Judas

Die Kapelle ist aus baulichen Gründen auf zwei Ebenen angelegt, die mit einer Treppe verbunden sind. Wenn man diese heruntersteigt, sieht man den Altar, der durch die Altarwand vom Raum abgetrennt ist. Hinter dem Altar - Blickrichtung nach Osten – ist an der Wand das letzte Abendmahl dargestellt. Während in der westlichen Ikonographie Judas häufig als der mit dem Geldsäckel identifiziert werden kann, ist er hier einäugig dargestellt.

Die Altarwand hat drei Türen: In der Mitte direkt vor dem Altar die Heilige Türe, eine Flügeltüre, links und rechts davon jeweils kleinere. Gerne möchte der Fotograf durch die Flügeltüre in den Altarraum treten, wird aber eilends daran gehindert: Durch sie dürfen nur ordinierte Personen – Diakone, Priester, Patriarchen – eintreten. Frauen können nicht ordiniert werden. Naja, gibts in einer westlichen Kirche auch. Nachdem sich meine erste Überraschung ob dem Bildprogramm gelegt hat, sehe ich mich nach einer Sitzgelegenheit um. «Nein, das gibt es nicht, wir stehen im Gottesdienst», erläutert Kotarcic. An einem Feier-



tag können das gut und gerne 200 Personen sein, die in dem rund 90 Minuten währenden Gottesdienst mit viel Gesang – «am besten kann man Gott loben mit der Stimme» – gemeinsam feiern.

Gewänder, Kerzen, Bewegung

Das wird auch an den Osterfeierlichkeiten so sein. Am Ostersamstag um 23 Uhr wird sich die serbisch-orthodoxe Gemeinde in Sargans bei einer befreundeten Gemeinde versammeln. Die Glocken werden läuten, der Gottesdienst beginnt in der dunklen Kirche. Lubomir Kotarcic wird dann festliche liturgische Gewänder tragen, die eigens für die Ostergottesdienste bestimmt sind. In der Hand eine grosse, mit Blumen geschmückte Kerze, die Gläubigen halten kleine Kerzen.

Die am Altarlicht entzündete grosse Kerze wird das Licht weitergeben, während die Gemeinde singt: «Deine Auferstehung, Christus, Retter, besingen die Engel im Himmel.» Langsam wird die Kirche hell werden, und wenn alle Kerzen brennen, wird die ganze Gemeinde nach draussen gehen; symbolisch wird damit die Botschaft vom auferstandenen Christus der ganzen Welt verkündet.

Der Priester intoniert: «Christus ist auferstanden von den Toten», die Gläubigen nehmen den Gesang auf. Gegen halb ein Uhr morgens ist der Gottesdienst zu Ende, dann wird man zusammen frühstücken – allerdings beginnt am Ostersonntag um neun Uhr bereits der Ostergottesdienst in der Kapelle an der Langgasse.

MUTTER ALLER SÄUFER

von Harry Rosenbaum



Bild: Florian Bachmann

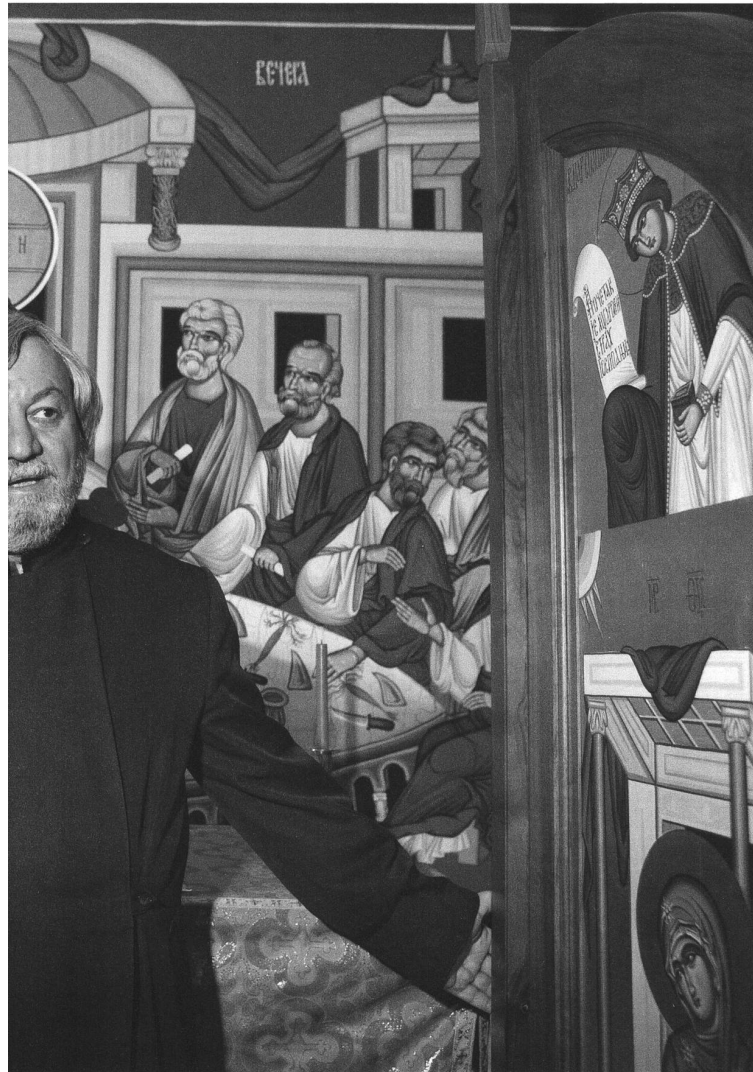
So hätte ich sie mir nicht vorgestellt: zierlich; adretter, dunkler Hosenanzug und nach sechs Stunden Arbeit, um elf Uhr vormittags, immer noch ein perfektes Make-up. – Guido Bachmann, der letztes Jahr in St. Gallen verstorbene Schriftsteller, beschreibt sie in der «Sommerweide» als «Mutter aller Säufer». Mir liegt der Vergleich mit der Queen of England, natürlich um 30 Jahre verjüngt, näher. Anita Helfenstein, 49, pflegt das Understatement und wirkt ein bisschen aristokratisch. Dabei betreibt sie nur den Kiosk am St. Galler Spisertor und das wohl kleinste Bahnhofsbuffet der Schweiz im früheren Wartsaal der Trogenerbahn. Schon ab fünf Uhr morgens gibt es hier starken Kaffee und frische Gipfeli. – «Die letzte Stärkung für die übrig Gebliebenen der Nacht», sagt Anita Helfenstein.

Nach sechs Uhr treffen die ersten Ausgeschlafenen ein, Beamte der nahen Kantonspolizei und Staatsverwaltung, die vor der Arbeit frühstücken, Zeitung lesen oder Koffein begleitet die letzte Zigarette paffen, vor dem Eintritt ins rauchfreie Büro. Ein paar wenige Arbeitspendler warten die Trogenerbahn Richtung Appenzellerland ab. Und das passiert alles auf engstem Raum. Die Tischchen sind so gross wie eine Bahnhofsuhr und gesessen wird auf Barhockern, Füdli an Füdli. Lachen, Witze, Muntermusik aus dem Radio. Olma-Halle Sieben im Taschenformat; wie sie war, bevor sie abgebrannt ist.

Vor 13 Jahren habe sie gegen viele behördliche Widerstände den Wartsaal in ihren bestehenden Kiosk integriert, sagt Anita Helfenstein. Die Trogenerbahn habe den Raum wegen der Drögel zugesperrt. Nach der Umnutzung tauchte zweimal das Gewerbeamt auf und machte die Pocket-Beiz dicht, weil Bier ausgeschenkt worden war. Inzwischen sind die Gesetze liberaler geworden und Anita Helfenstein ist eine Institution, unter anderem die «Mutter aller Säufer». Warum Guido Bachmann drauf gekommen ist und Anita Helfenstein einen Platz in der Schweizer Literatur verschafft hat, merke ich erst jetzt. Das schlauchförmige Lokal besuchen nicht nur Leute, die auf dem Sprung zur Arbeit oder anderen festen Strukturen in ihrem Tagesablauf sind. Es ist auch eine Äsung für Ausgegrenzte. Hier gewinnen sie ein Stück Menschenwürde zurück – umsonst!

«Mutter aller Säufer...», langsam begreife ich. Anita Helfenstein kann zuhören und Tausende von Geschichten in sich aufnehmen, auch wenn sie noch so trist sind. Die vor über 30 Jahren aus Vorarlberg Zugezogene weiss Wege, um aus Lebenspuffern wieder herauszufinden. Sie ist auch eine Frau der Tat. Manchmal nehme sie Gestrandete mit nach Hause, bis sie aus den ärgsten Depressionen wieder raus seien, sagt die Mutter von zwei erwachsenen Kindern.

Warum tut sie das? – «Wer nimmt sich schon Zeit für seine Mitmenschen, wer hat überhaupt noch Zeit?», philosophiert Anita Helfenstein zwischen zwei Zügen an ihrer Zigarette. Wie macht sie das? «Feingefühl verschafft den Zugang zu vielen Menschen», sagt die Frau mit dem ihr eigenen Understatement. Anita Helfenstein ist mehr als die Queen of England, und das aristokratische an ihrer Ausstrahlung ist auch mehr als Ständesdünkel. Die Frau ist einfach menschlich, und gerade das adelt.



Von zwei Belgrader Malern in zwei Monaten gemalt: Ikonen in der serbisch-orthodoxen Kirche

Bild: Daniel Ammann

Bischofssitz in Himmelsthür

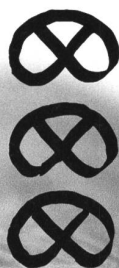
Nicht nur Ostern ist anders in der orthodoxen Kirche. Da ist noch vieles anders. Zum Beispiel, dass Lubomir Kotarcic von Spenden der Gemeindeglieder lebt – die reichen allerdings nicht aus für den Lebensunterhalt einer Familie. Darum arbeitet seine Frau auch. Seine Frau? Ja, orthodoxe Priester dürfen heiraten.

Warum gibt es eigentlich eine Ostkirche? Das gehe zurück auf die grosse Trennung im Christentum im Jahre 1054, erklärt Kotarcic bedauernd, zwei unterschiedliche Mentalitäten seien das. Auf der einen Seite die selbständigen «autokephalen» lokalen Ost-Kirchen – russische, serbische, griechische, bulgarische –, auf der anderen Seite die römisch-katholische Kirche.

Die serbisch-orthodoxe Gemeinde ist strukturell der Diözese Mitteleuropa zugeordnet, die ihren Bischofssitz in Deutschland an einem Ort mit dem sinnigen Namen Himmelsthür hat. Den Diözesen übergeordnet ist das Patriarchat in Belgrad. In der Ostschweiz leben rund 10'000 Menschen serbisch-orthodoxen Glaubens.

Nur schwer löse ich mich von den vielen Bildern, an welchen zwei Künstler aus Belgrad je zwei Monate gearbeitet haben. Sie strahlen eine friedliche Ruhe aus, und ich spüre die Blicke der Heiligen noch, als mich der vorabendliche Agglomerationsverkehr verschluckt.

Schwyter
FEINBÄCKEREI ST.GALLEN



Das Broterlebnis.

www.schwyter.com

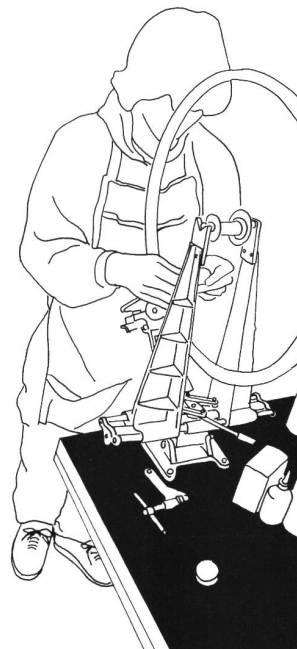


VeloFlicki&FeiniVelos

Wassergasse 13 | 9000 St.Gallen | Tel 071 222 83 80

Di – Fr 14.00 – 18.30 | Sa 14.00 – 17.00

veloflicki@bluewin.ch



alternativkultur

04.04.2004 FCSG - FC Wil
08.04.2004 FC Wil - FCSG
15.04.2004 FCSG - FC Aarau
18.04.2004 FC Zürich - FCSG
24.04.2004 FCSG - FC Thun

«Der FCSG gehört seit 1879 zu den prägenden Institutionen in der Alternativkultur-Sparte Fussball. Dieses Jahr kann auf 125 Jahre Traditionsfussball angestossen werden. Über 8000 Ostschweizer und Ostschweizerinnen wollten diese Kultur weiter fördern und haben in den letzten Monaten mit Ihrem Aktienkauf Ihr Bekenntnis zum Spitzenfussball gezeigt.

Wer neben Theater, Konzerten und Vernissagen Lust auf Alternativkultur hat, kann auf www.fcsg.ch einfach und schnell ein Ticket für das nächste Meisterschaftsspiel kaufen, um dem Dirigenten Heinz Peischl und seinem Ensemble etwas genauer auf die Füsse zu schauen.»



NUR MONTAGS EINEN TRAININGSPLATZ



125 JAHRE
FUSSBALL
IN ST. GALLEN

Nicht Zamorano oder Amoah waren verantwortlich für das erfolgreichste Jahrzehnt des FC St. Gallen, sondern eine Schar junger Frauen. Trotzdem wurden sie von den Männern belächelt. Zwei St. Galler Veteraninnen erzählen von Akzeptanz und Diskriminierung des «Damenfussballs» in den 70er-Jahren, und weshalb es ihnen zum ganz grossen Coup nicht reichte.

von Thomas Knellwolf

Wer in den 80er- und 90er-Jahren je im Espenmoos war, kennt die Schlegel-Schwestern – zumindest der Stimme nach. Die Stadion-Speakerinnen Monika und Helen fehlten 18 Jahre bei keinem Heimspiel des FC St. Gallen. Dann servierte sie der damalige Vereinspräsident Hans Hurni unsanft ab, aber das ist eine andere Geschichte.

Die Schlegel-Schwestern haben dem FC St. Gallen nicht nur stimmlich viel gegeben, sondern vor allem sportlich. Helen erzielte in den 70er-Jahren Tore am Laufmeter, Libero Monika hielt die gegnerischen Stürmerinnen in Schach.

Frauenfussballrecht erkämpft

Als Aktuarin und Vizepräsidentin waren die beiden bei der Gründung des Damenfussballclubs DFC St. Gallen mit von der Partie. Niemand hat bis heute bemerkt, dass sie damit 1970 das erfolgreichste Jahrzehnt eines Ostschweizer Fussballteams einleiteten.

Dies hängt wohl damit zusammen, dass Frauen im Schweizer Fussball etwa dieselbe Wichtigkeit zugemessen wird wie in der Politik. Die Parallelen vom Fussballrasen zum Bundeshaus sind bis heute frappant: Gegen erheblichen Widerstand erkämpften sich die Schweizer Frauen die gleichen Rechte wie die Männer; de facto sind sie aber an beiden Orten zweitklassig. 1968 gründeten die Fussballfrauen ihre erste Liga, 1971 entschlossen sich die Herren des Schweizerischen Fussballverbands, die kickenden Kolleginnen doch aufzunehmen. Der europäische Verband tat Gleiches nur, damit die Damenteams, die wie Pilze aus dem Boden schossen, «nicht in die Hände geldgieriger Manager entgleiten», wie ein Journalist festhielt.

Küche, Kinder, Kirche

Ende 70er-Jahre gab es in der Schweiz bereits 600 Fussballerinnen in 32 Vereinen. Je eine Schweizer Natinoalspielerinnen machte bereits bei



Vor dem allerersten Freundschaftsspiel gegen den DFC Zürich: Der DFC St. Gallen mit Monika (hinten ganz links) und Helen Schlegel (hinten Dritte von links). Das Spiel gegen den DFC Zürich ging 1:5 verloren.

einem Mailänder und einem Turiner Verein «bella figura». «Der FC St. Gallen hat uns keine Probleme gemacht», erzählt Helen Schlegel heute, «aber in der Zeitung ist schon ab und zu wüst geschrieben worden.» In einer kolumnistischen Blutgrätsche in Tagblatt und Ostschweiz schwaffelte der Österreicher Martin Maier etwas von den «drei K der Frauen» und meinte damit nicht etwa Kicken, sondern «Küche, Kinder, Kirche». Monika Schlegel wehrte sich darauf mit einem Leserbrief: «Mit Ihrem Artikel stellen sie nicht nur die Spielerinnen als Mannsweiber und grausige Mädchen hin, sondern verletzen auch die Angehörigen. Die Mitglieder des Damen-Fussball-Klubs St. Gallen haben alle einen ehrenwerten Beruf gelernt und haben es nicht nötig, an Miss-Wahlen sich zur Schau zu stellen.»

Imagepflege war den Fussballerinnen wichtig, mussten sich doch auch immer wieder die Eltern von jüngeren Kameradinnen überzeugen, dass das sonntägliche Spiel wichtiger sei als der Gottesdienst. Das Vorurteil, dass die FClerinnen gesoffen hätten, sei auch falsch gewesen, sagt Helen Schlegel. Sie hätten es aber gerne lustig gehabt und seien auch viel «gehöckelt».

Der Zürcher Komplex

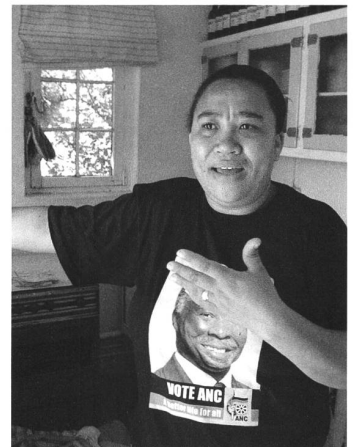
Der Erfolg der St. Galler Fussballerinnen brachte die Macho-Stimmen bald zum Verstummen. Während nämlich die Männer des FC St. Gallen in den 70er-Jahren nur langsam aus der Nationalliga B in die vorderen Ränge der obersten Liga vorrückten, machte der DFC St. Gallen um die mehrfache Torschützenkönigin und Nationalspielerin Iniga Sutter regelmässig Furore. Bereits in ihrer zweiten Saison gewannen die St. Gallerinnen die Schweizer Hallenmeisterschaft.

Auch draussen spielten sie immer vorne mit, aber zum ganz grossen Coup reichte es nie. Lag es daran, dass die St. Galler Fussballerinnen von den männlichen Kollegen nur montags einen Trainingsplatz zugeteilt bekamen, wenn die Beine von den sonntäglichen Spielen noch schmerzten? Oder doch an der fussballerischen Variante des St. Galler Zürich-Komplexes, den auch die Frauen nicht ablegen konnten? Ihre ewigen Dominatoren hiessen nicht Grashoppers und FCZ wie bei den Männern, sondern Young Fellows und Seebach. «Die waren einfach zu stark», erklärt Helen Schlegel und Schwester Monika nicht. Die Zürcherinnen verwehrten den St. Gallerinnen regelmässig den ersten Rang in der Ostgruppe und den Einzug in die Finalsspiele um den Meistertitel.

Heute spielen die Frauen des FC St. Gallen in der Nationalliga B. Fussballerisch gäbe es bei ihren Nachfolgerinnen grosse Fortschritte zu sehen, sagen die Schlegel-Schwestern. Auf dem neuesten Stand sind sie allerdings nicht. Da müsste man schon Frauennati-Tainer Jost Leuzinger fragen, der ab und zu in ihrem Brillenladen vorbeikäme. «Wir haben uns geschworen, nicht an Spiele zu gehen, solange wir beim FC zahlen müssen», sagen die beiden, die dem ältesten Schweizer Fussballverein seine erfolgreichste Episode und hunderte Stunden Gratisarbeit schenkten. Ihnen eine Saisonkarte für die NLA-Mannschaft zu schenken, bringt ihr Stammverein aber nicht übers Herz.

PS: Die Geschichte des Frauenfussballs in St. Gallen ist noch nicht geschrieben. Wer schliesst die Lücke? Unvoreingenommen über den DFC St. Gallen berichten lohnt: Tagblatt-Redaktor Peter Wyrsch, der dies als einer der ersten tat, ist heute Fussballchef bei der Agentur «Sportinformation», sein damaliger Kollege von der «Ostschweiz», Beat Antenen, der die kickenden Frauen ebenfalls ernst nahm, moderiert im Fernsehen diese und jene Sendung.

AM RAND DES BIOTOPS



38

Mit Goldfischen konnte ich bisher nichts, gar nichts anfangen. Jetzt sitze ich im Herzen Südafrikas, im Garten des Rusty Metal Place in Nieu Bethesda, und zähle allabendlich die drei Goldfische. Sie gehören zu den Altlasten, die ich mit der Miete des Hauses von einem Künstler übernommen habe. So tief wie zu Beginn meine Verachtung war – inzwischen ist meine Zuneigung gewachsen. Ich sehe den Fischen zu, wie sie das Wasser durchpflügen mit ihren Staubsaugermäulern, und mache mir Gedanken. Auf dem rostigen Unterbau eines Traktorsitzes, umgeben von Heuschrecken, Schlangen, Echsen und rätselhaften Wesen aus oxidiertem Metall, wo dank Abwasser aus Küche und Bad die schönste Sumpflandschaft wuchert, im unbegrenzten Raum der Grossen Karroo, blicke ich in die Abgründe der menschlichen Existenz.

Nieu Bethesda, ein Hochtal in den Sneeubergen, eine Oase in der hitzeflimmernden Halbwüste an der Nordgrenze des Ostkaps, Schafzuchtgebiet, Schotterstrassen, 50 Kilometer von den nächsten Geschäften und Tankstellen entfernt; 1000 Einwohnerinnen und Einwohner, davon etwa 50 in den Villen auf der weissen Seite. Der grosse Rest der Schwarzen lebt in staatlich subventionierten Normhäuschen im Township.

Entstanden ist das Dorf vor etwa 130 Jahren dank der holländisch-reformierten Kirche, die den Farmern ein Gotteshaus in Grossstadtformat hingestellt hat. Nachts ist es beleuchtet und gibt, abgesehen von den Sternen, die einzige Lichtquelle ab. Ohne die Aussenseiter-Künstlerin Helen Martins wäre Nieu Bethesda eines der vielen aussterbenden Dörfer in der Karroo. Sie verwandelte ihr Haus in eine befremdende Phantasiewelt aus Steinen, Glas und Beton. Nach ihrem einsamen Leben und Tod 1976 machte eine Stiftung das 'Owl House' als Museum zugänglich.

Dilemma im Naturparadies

Was reizt jemanden, länger als ein paar Tage hier zu verbringen? Eine Frage, die viele Durchreisende stellen. «Man kommt nicht mit festen

Plänen hierher; Nieu Bethesda hat Pläne mit dir», soll der letzte Buddhist im Dorf zum Rusty Metal Man gesagt haben, als er sich hier niederliess. Eine Art von träger Schicksalsergebenheit könnte einen schon erfassen, in dieser Welt, in der die Zeit, die Luft und das Leben zu einem

Standbild erstarrt zu sein scheinen. Ich aber schreibe, zumindest ist das meine beste Absicht und eine passende Antwort, wenn jemand den Grund meines Aufenthalts wissen will.

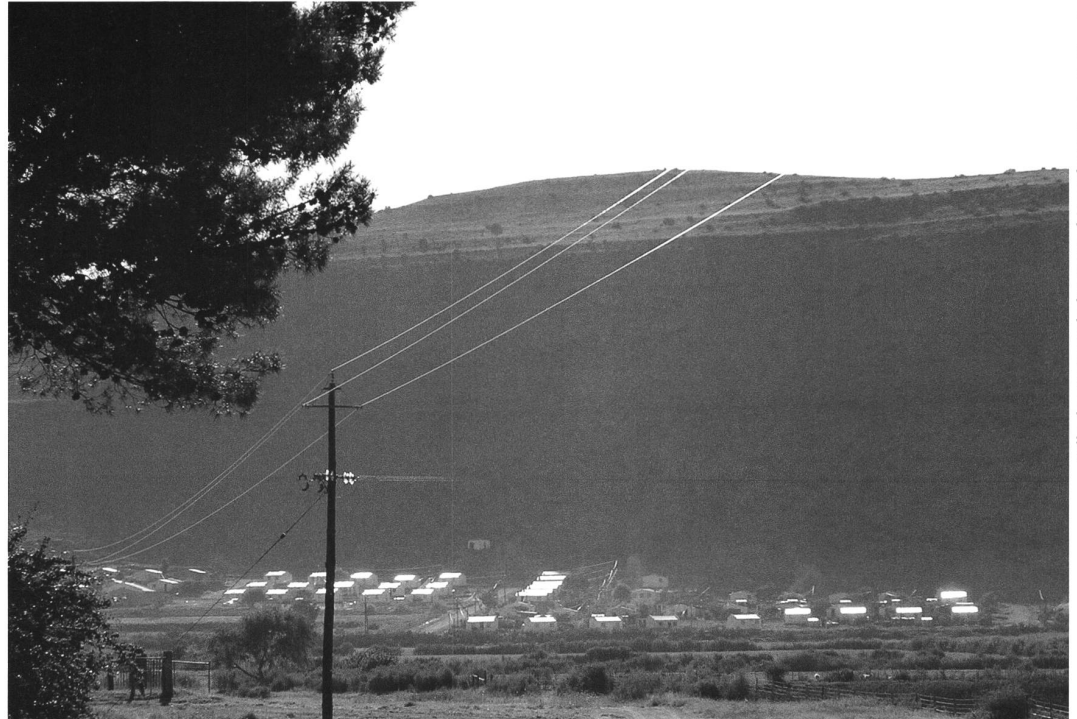
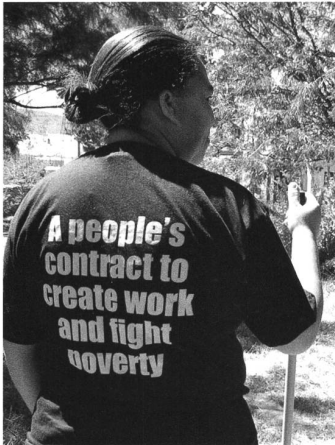
Dass ich mich selbst oft danach frage, verschweige ich. Ist es der Reiz des einfachen ruhigen Lebens (dank Internet mit einem Minimaleinkommen in Swiss Franks versorgt)? Die Weite des geographischen Horizonts, wenn ich durchs Land fahre, Hunderte von Kilometern Steppe, Dornbüsche, ab und zu Schafe oder eine Herde Springböcke, und wieder einmal tief durchatmen? Dieses Gefühl genügt nicht als Begründung. Auf dem Boden von Elend, Ungleichheit und Gewalt lässt sich kein Insel-Dasein führen, schon gar nicht, wenn man allein durch die Hautfarbe als zur privilegierten Schicht zugehörig gekennzeichnet ist. Das ist mein Dilemma.

Schwarz-weisser Alltag

Es ist schwer, nicht in Schwarz-Weiss-Kategorien zu denken, auch nach Ende der Apartheid und zehn Jahren Demokratie, wo es politisch inkorrekt ist, von Coloureds oder Blacks zu reden. Man nennt sie Previously Disadvantaged People – ehemals (im Apartheid-Regime) benachteiligte Menschen. Ein Begriff, der auf einen Grossteil der nicht-weissen Bevölkerung zutrifft, die fast 90 Prozent von 45 Millionen Südafrikanerinnen und Südafrikanern ausmacht.

Die Aids-Epidemie, die Arbeitslosenrate und die Kriminalstatistiken, aber auch der Alltag bergen politischen Zündstoff: vom Haushalt und Garten bis zum Bowling am Samstag im Sportklub, wo all die Pienaars, Retiefs und Wolfarts der Umgebung in weissen Polohemden und Shorts, Nike-Turnschuhen und Tropenhüten die Bälle über den gestutzten englischen Rasen rollen lassen. In der Pause wird von einer schwarzen Angestellten Tee serviert.

Die jüngste Geschichte hat im Verhältnis zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarben schier unüberwindbare Gräben hinterlassen, auch wenn heute die Vielfalt der Regenbogennation beschworen wird. «Rainbow Nation ist die poetischste Propaganda, die es je gab», sagte kürzlich eine amerikanische Touristin. Mit einer Vergangenheit, in der



Villa der Weissen links, Township rechts. Bilder: Monika Slamanig

uralte Kulturen unterdrückt, verbannt und ausgelöscht wurden, ist von den Traditionen der San, Xhosa und Zulu – um nur die bekanntesten Volksgruppen zu nennen – kaum etwas übriggeblieben.

Kategorien aber auch unter Weissen. Die wenigen übrig gebliebenen Farmer züchten wie vor zweihundert Jahren mit ihren schwarzen Arbeitern Schafe und Angora-Ziegen. Dann gibt es die verschiedenen Gruppen von Zugezogenen: die wohlhabenden Yuppies aus Johannesburg, Kapstadt oder den Niederlanden, die in Nieu Bethesda sämtliche Häuser aufkaufen; die selbst ernannten Künstler und Heiler, die der Inspiration oder Magie des Owl House folgen; diejenigen, die sich vom Tourismus ein Einkommen erhoffen. Schliesslich die temporären Gäste: Für sie ist nicht nur das Owl House, sondern das ganze Dorf ein Museum.

«Wir sollten nicht ewig nach weisser und schwarzer Schuld fragen, sondern unsere Probleme, ungeachtet der Hautfarbe, gemeinsam anpacken», sagte Richard im nationalen Rundfunksender «safm». Diskutiert wurde die Frage, wie es möglich ist, dass im Jahr 2004 ein Farmer in der Provinz Mpumalanga seinen (schwarzen) Arbeiter den Löwen vorwirft. Das Verbrechen bewegt die Gemüter auf unterschiedliche Weise. «Es zeugt von der teuflischen Brutalität der weissen Farmer, die ihre Angestellten wie zu Apartheid-Zeiten misshandeln», brüllt Moshe ins Telefon.

Vergangenheit wählen

Trotzdem interessiert der Oscar der Schauspielerinnen Charlize Theron die Nation weit mehr als die Wahlen Mitte April. Sie werden als Pflichtstoff abgehandelt: Kurze Berichte über die spärlich besuchten Wahlkampfveranstaltungen, Glossen über Kampfansagen vereinzelter Zulu-Leader an den ANC, die etwas Lokalkolorit und Spannung beisteuern. Das einzige, was den auf rund 140 Parteien angeschwellenen politischen Koloss einheitlich macht, sind die von Zuversicht sprühenden Werbespots von der Rainbow-Nation, mit Ethno-Sound untermalt.

Marian, die in einem Gästehaus im Dorf arbeitet, tauchte kürzlich in einem T-Shirt mit dem Bild von Präsident Thabo Mbeki auf, weniger aus Überzeugung, sondern weil es gratis verteilt wurde. Ich denke an Sandile in Soweto, der sich erfolglos um Kundschaft für sein Konferenzzentrum bemüht. «Ich habe für den ANC Blut vergossen», sagt er und zeigt die Striemen und Narben auf Armen und Rücken. «Doch unsere

Probleme interessieren die nicht, sie füllen nur ihre eigenen Taschen.» Beim Hotdog in einem der beiden halbleeren Kaufläden in Nieu Bethesda erzählt JP, ein Afrikaans-Farmer, dass keiner seiner Arbeiter sich für die Wahlen eingeschrieben habe. «Sie sagen, es habe keinen Sinn.» Er selbst hat die schwarze Regierung nicht zum Vornherein abgelehnt. «Keiner Regierung würde es gelingen, in zehn Jahren eine vereinte demokratische Nation aufzubauen, die vorher jahrzehntelang systematisch bekämpft wurde.» Seiner Meinung nach wird der ANC nur wegen Nelson Mandela wiedergewählt werden. «Die Menschen stimmen für ihr hochheiliges Idol», sagt JP und zeigt mit gefalteten Händen zum Himmel, «aus nostalgischer Verpflichtung gegenüber der Vergangenheit.»

Warten auf die Göttin

Am Ende manches heissen Tages sitze ich mit meinen kategorischen Zwiespälten wieder ratlos und zerknirscht am Rand des Biotops bei den Goldfischen. Ich freue mich über das Rattern der Windmühle, denn Wind bedeutet Antrieb für die Wasserpumpe. Ich beobachte den Hickhack der Rotflügel-Stare, das röhrende Ibis-Baby auf dem Strommast, dahinter rosarot gefärbte Wolkentürme. «Warum bleibst du da, wenn es so schwierig ist?», fragen Freundinnen und Kollegen. Die Gründe lassen sich weniger gut in Worte fassen als die äusseren Zwiespälte.

«This is my world», schrieb Helen Martins auf den Zaun ihres «Owl House». Eine eigene Welt schaffen. Vielleicht spaziert die Göttin der Dichtung doch noch vorbei. Zufällig wird ausgerechnet dann ein Rugby-Match im Fernsehen übertragen, der einzige Anlass, bei dem das Pub offen hat. Dort gibt es die besten Steaks zwischen Genf und Kapstadt, tellergross, zart und saftig. Dagegen kommt keine Muse an. So ist das leider.

Monika Slamanig, 1960, Schreiberin aus St.Gallen, richtet derzeit eine Saiten-Dépendance in Südafrika ein.

DER WILDE, ACH SO NAHE OSTEN



Ein Bericht über den Kulturgüterstreit in einer Zeitung aus der Romandie öffnete mir dann die Augen: Kam doch in der Überschrift die Formel «La Suisse Orientale» vor. Bei meinen nicht nur stümper-, sondern auch boshaften Übersetzungsbemühungen wurde mir schlagartig klar, dass wir es spätestens in St.Gallen mit einem Phänomen zu tun haben, das jenseits jeder Logik liegt.

Nehmen wir also diese Unlogik an und machen uns einen eigenen Reim darauf. «Ex oriente lux» lautet der Spruch, der der Angst vor dem Orient die Faszination des Morgenlandes gegenüberstellt. Und es ist ja nicht nur geografisch klar, dass im Osten die Sonne aufgeht und damit das Licht aus dieser Himmelsrichtung kommt. Es ist ja ebenso erwiesen, dass alle Neuerungen und Umwälzungen aus jenen Gegenden stammen, deren Kulturen, ihrer meteorologischen Gegebenheit entsprechend, uns die Hölle heiss zu machen verstehen (ich gehe davon aus, dass der Betrachterstandpunkt in diesem Fall ein im Prinzip germanisch/alemannischer ist): die der Phönizier, jene der Griechen und in ihrem Gefolge die der Römer, der Christen, der Hunnen, der Slawen überhaupt und davon insbesondere die der Kommunisten, nun also wieder einmal die der Araber oder

wenigstens jene der Islamisten – sie alle haben dazu beigetragen, dass der Begriff «Osten» Synonym wurde für barbarisch, gefährlich, unverständlich, im besten Sinn noch überraschend und sicherlich immer verwirrend.

Wir dürfen uns vorstellen, dass dieses ständige Konfrontiertsein mit einer Kraft, die, aus welchen Gründen immer, wie aus einer unerschöpflichen Quelle überfließt und ihren Weg in die Gefilde des Westens findet, nur mit einer Reihe ideologischer Verteufelungen oder entsprechend grammatikalischer Verniedlichungen ausgehalten werden kann. Und wir dürfen uns auch vorstellen, dass die durch dieses unermüdliche Anbränden langsam aufgetürmten Dünen – mögen sie nun Lebensstandard, Wissen, Bedeutung oder auch einfach Zürich heissen – nicht ahnen können, dass sie nur das Produkt einer ständigen Erneuerung sind, die durch die stete Arbeit «unserer» Breitengrade erst ermöglicht wird. Anders ausgedrückt: Was wäre schliesslich jedes Zentrum ohne seine Ränder!

Um nun nicht die geistigen Verwirrungen gewissermassen nur umzudrehen, also einer anderen Form von Chauvinismus das Wort zu reden, sei hier aufs letzte Monatsblatt geschrieben: Jede von uns, sicher aber jeder von uns hat von Zeit zu Zeit eine Erneuerung nötig. Denn immer wieder einmal drängt es einen, sich als Zentrum zu fühlen. Dann soll und muss, von welchen Rändern auch immer, jene heilsame Korrektur kommen, die uns die Augen öffnet – für das Neue, das Vergessene, das Unangenehme, ja Quälende, das Unbedeutende. Und wenn ich nun nach Zürich ziehen werde (Volker Braun, Dichter aus einem früher extremen Osten, nämlich aus der Ex-DDR, hat den gültigen Kalauer für diese Art von Gegenden geprägt: «ex okzidente luxus»), hoffe ich, so viel Osten wie möglich in mir bewahren zu können. Zum Lob von St.Gallen und ähnlich gelagerten schwierigen Fällen und zur Anregung für die nächste Zeit und den weiteren Weg.

Bei meinem kleinen Rundgang zum Abschiednehmen von St.Gallen habe ich gemerkt, dass ich, trotz nur zehnjähriger Zugewandtheit, doch eine gute Portion Zugehörigkeit entwickelt habe. Vielleicht musste ich darum weniger streng sein als Einheimische, konnte aber doch distanziert genug bleiben, um Zuneigung ausdrücken zu können. Es geht mir in dieser Hinsicht nicht anders als vor manchen Jahren, da ich Wien verlassen hatte, denn es gibt eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit zwischen den Städten: Beide liegen am östlichen Rand ihres jeweiligen Landes. Im Bewusstsein einer unbestimmbaren Mehrheit von westlich davon hausenden Landsleuten sind sie daher gefährdet, bereits zu den Steppen Asiens gerechnet zu werden, auf jeden Fall vom Rest der Nation weit entfernt und exotisch zu sein. (Für die Wiener selbst beginnt das Reich der «Krummbeinigen» – worunter bereits die Ungarn fallen – natürlich erst hinter St.Marx, dem am östlichen Rand der Stadt gelegenen ehemaligen Schlachthausgelände.)

Mit dieser sechsten Kolumne verabschiedet sich **Peter Schweiger**, 1939, als Saiten-Stadtschreiber – und von St.Gallen. Wer neuer Stadtschreiber, neue Stadtschreiberin wird, sei im nächsten Heft verraten.

Schweigers Texte im Rückblick: Saiten 11/04: Die Olma und das Theater. Saiten 12/04: Das fliegende Klassenzimmer HSG. Saiten 01/04: Der Dom und das gerade nicht Dominierende. Saiten 03/04: Kein Leben im Untergrund Saiten 02/04: Das Bermudadreieck der Kultur.